

# Christbaumzauber.

Eine Weihnachtszählung von Erwin von Waldenburg.

Es war Weihnachtsabend, Luftig wirbelte große dicke Schneeflocken hernieder, ein scharfer Nordost fegte durch die einsamen Straßen, so daß selbst die große, kräftige Gestalt eines Mannes, in einen weiten Mantel gehüllt, einige Mühe hatte, vorwärts zu kommen. Vor einem hübschen Gartenhäuschen machte er Halt, öffnete die Gartentür und stampfte mit ein paar kräftigen Tritten den Schnee von seinen Füßen. Im Hausflur kam ihm eine ältere Frau, eine Lampe in der Hand, entgegen.

„Guten Abend, Herr Doktor, Sie haben sich heute lange plagen müssen bei dem schlechten Wetter.“

„Ach es ist nicht so schlimm, wie es aussieht, Frau Ewald“, entgegnete er, freundlich ihnen Gruß erwidern. „Von innen sieht sich das viel ärger an. Desto gemüthlicher ist's hernach im warmen Zimmer.“

„Ja“, sagte die Frau in fast besträubtem Tone, „nun habe ich Ihnen heute nicht einmal ein warmes Zimmer machen können; der Ofen raucht dermaßen, daß es unmöglich war, Feuer darin anzumachen, und ein Topfer war heute am Weihnachtsabend nicht mehr aufzutreiben. Vielleicht kommen Sie ein Stündchen zu uns herein; warm und behaglich finden Sie es bei mir.“

„D sehr gern!“ erwiderte er und folgte ihr in das vor Sauberkeit glänzende Stübchen. Seine freundliche Wirthin, bei der er schon längere Zeit wohnte, nötigte ihn, sich bequem zu machen und auf dem Sopha Platz zu nehmen; für später am Abend“, fügte sie in ihrer schlichten Weise hinzu, „haben Sie vielleicht eine Einladung erhalten oder gehen Sie in Ihren Club, aber bis dahin möchte ich es Ihnen doch gern ein wenig gemüthlich machen.“

Er schüttelte den Kopf. „In den Club gehe ich nicht, und eine Einladung habe ich nicht erhalten; würde sie heute auch wohl kaum angenommen haben, es kommt mir immer vor, als wenn ich am heiligen Abend nicht zu frohen Menschen paßte.“

„Sie auch nicht?“ kam es wie unwillkürlich von den Lippen der Frau Ewald. Und da er nicht gleich antwortete, fuhr sie fort: „Meine Tochter fragte mich heute auch: „Mutter, sollen wir uns nicht ein Christbäumchen herrichten?“ ich aber sagte ihr, daß das Kind! Christbäume sind für glückliche Leute, oder doch für solche, die es wenigstens einmal waren.“ Von mir kann ich das kaum behaupten, wenigstens ist's schon so lange her, daß ich es ganz wieder vergessen habe.“

Der Doktor reichte ihr still die Hand. Er wußte wohl, daß die Frau an seiner Seite schwer am Leben zu tragen gehabt hätte. Ihr Gatte, ein ehemals vermöglicher Kaufmann, hatte sich in allerlei gewagte Speculationen eingelassen, davon sich vor gänzlicher Verarmung durch betrügerischen Bankrott zu retten versucht, und schließlich seinem Leben ein freiwilliges Ende gemacht. Die Wittwe hatte Jahre der bittersten Armut durchlebt, bis endlich eine kleine Erbschaft, die ihr ganz unerwartet zufiel, ihr wiederum einen bescheiden Wohlstand zuführte, und sie auch in den Besitz des Häuschens setzte, dessen obere Räume Dr. Reinhard als Mietzler bewohnte.

Ein leichter Schritt ließ sich auf dem Hausflur vernehmen, und gleich darauf trat Gertrud, Frau Ewalds Tochter, in's Stübchen. Sie begrüßte den Doktor, der sich mit achtungsvoller Verbeugung erkundigte, mit derselben anmüthigen Freundlichkeit wie immer, doch entging es dessen scharfen Blicken nicht, daß sie mit einer fast unmerklichen Befangenheit einen leinen Gegenstand, den sie in der Hand hatte, zu verbergen suchte, und denselben gleich darauf unter den Deckel ihres Arbeitsfadens schob.

„Wirst Du draußen, Kind?“ fragte die Mutter freundlich, da sie es wohl aus dem frisch gerötheten Wangen der Tochter schloß.

„Nur einen Augenblick beim Nachbarn Waldau, Mitternacht“, erwiderte Gertrud. „Aber Du hast ja Deinen Fußschmelz noch nicht bereitet“, daß ich so saumäßig war.“

„Ich hab' ihn noch nicht entbehrt“, meinte die Mutter ruhig; aber was ich vorhin noch sagen wollte, Herr Doktor, wenn Sie wirklich nichts Besseres in Aussicht haben, und mit unserer Gesellschaft vorlieb nehmen wollen, so bleiben Sie doch bei uns für diesen Abend. Gertrud und ich trinken unsern Thee wie immer, und für Sie wird wohl noch ein Flaschchen Bier im Keller sein.“

„Nein!“ bat er herzlich, „wenn Sie mir die Freundlichkeit erweisen wollen, mir heute Abend ein Plätzchen an Ihrem Tisch einzuräumen, so lassen Sie mich eben als Hausfreund, nicht als fremden Gast, von Ihrer Güte Gebrauch machen, und verdammen Sie mir eine Tasse von Ihrem Thee.“

Wen wurde dies zugehört, und nachdem der Doktor sich noch die Erlaubnis erbeten, eine Cigarre anzuzünden zu dürfen, sah man es gemüthlich bei einander, wie es sich nun immer an einem kalten Winterabend in einer behaglich durchwärmten Stube beim Wohlsein der kleinen Kampe thun läßt. Nur daß es Weihnachtsabend war, das freilich machte man zu vergessen haben, weil auch gar nicht in

der ganzen Umgebung darauf hingedeutete.

Die Unterhaltung wurde meist zwischen Frau Ewald und dem Doktor geführt. Gertrud, die mit ihrem Nähzeuge den Beiden gegenüberlag, gab wohl dann und wann ein Wort in das Gespräch, das bewies, daß sie ihm mit freundlicher Theilnahme folgte, aber viel und lebhaft sich zu äußern, lag überhaupt nicht in ihrer Art. Einmal, als die Mutter auf eine Weise das Zimmer verlassen hatte, fragte sie der Doktor, ob sie sich die prächtigen Weihnachtsausstellungen ansehen habe.

„Nein“, entgegnete sie, ihre ruhigen, klaren Augen auf ihn richtend, „die ziehen mich nicht im Mindesten an. Ich kann bei all diesen Herrlichkeiten wohl an Glanz und Reichthum denken, aber nicht an Weihnachten und Weihnachtsfeier.“

Er nickte still, ohne zu antworten, und um seine inzwischen erloschene Cigarre über dem Lampenschirm wieder anzuzünden, erhob er sich von dem Sopha. Dabei verschob sich die Tischdecke, und das Knäuel von der Mutter Stridzeug rollte herunter. Gertrud bückte sich, um es wieder aufzuheben, er wollte ihr hastig zu Hilfe kommen, stieß aber an ihr Arbeitsstübchen, daß dessen ganzer Inhalt wirt durcheinander auf den Fußboden polterte. „Es hat nichts zu sagen, Herr Doktor, wirklich gar nichts!“ versicherte sie beruhigend, als er mit verlegener Entschuldigung sich bemühte ihr beim Einfammeln der verstreuten Sachen zu helfen. „D bitte!“ unterbrach sie sich, als sie sah, daß er einen kleinen Tannenzweig, an dem noch der winzige Rest eines rothen Wachstichtens klebte, vom Boden aufgehoben hatte. Dabei streckte sie die Hand aus, um den Zweig wieder an sich zu nehmen, aber er gab ihn nicht.

„Ist das Ihr Weihnachtsbäumchen, Fräulein Gertrud?“ fragte er, und es klang etwas wie verhaltene Mißgunst aus seiner Stimme.

„Ich habe mir das Reis vom Nachbar mitgebracht“, entgegnete sie, während ein feines Roth ihr Gesicht bedeckte. „Aber ich möchte nicht, daß die Mutter es sähe; bitte, geben Sie mir's zurück — und halten Sie mich nicht für gar zu kindisch.“

„D nein!“ sagte er mit tiefem Ernst, „ich halte Sie nicht für kindisch, denn sonst hätte ich noch sehr viel mehr Ursache, mich selber für kindisch zu erklären. Der Anblick eines Weihnachtsbäumchens läßt nun einmal seinen ganz besonderen Zauber ausstrahlen, und hat vor Jahren einmal bestimmt auf meinen ganzen Lebensganz eingewirkt. Darf ich Ihnen erzählen, wie das kam?“

Sie nickte, und er, noch immer das Zweiglein in der Hand haltend, begann: „Ich hatte meinem Vaterland, Groß und Erbitterung im Herzen, den Küsten getehrt, denn man hatte in der Reaktionszeit, die dem „Jollen Jahre“ 1848 folgte, mit in der gehässigsten Weise meine, bei Gott, herzlich unschuldige Teilnahme an jenem Freiheitskämpfe, der damals noch ganz anderen Leuten die Köpfe verdrüsste, nachgetragen. Kurz vor dem Ausbruch der Bewegung hatte ich als Privatdocent meine Vorlesungen an der Universität zu B. eröffnet und unter der Hand die bündigsten Versprechungen erhalten, daß ich mit Sicherheit auf die nächste erledigte Professur rechnen könne. Die Väter, die schon seit längerer Zeit zu erwarten stand, trat ein, ich aber erhielt die Stelle nicht. Genug, die Enttäuschung und die unerquicklichen politischen Zustände brachten mich zu dem raschen Entschluß, dem Vaterlande Lebewohl zu sagen und in der neuen Welt mein Glück zu versuchen. Ich habe drüben auch nicht mit Nahrungssorgen zu kämpfen gehabt, aber zu einer erquicklichen, befriedigenden Existenz konnte ich es nicht bringen. Da wurde mir ganz unerwartet und unter den glänzendsten Bedingungen eine Stelle als Arzt in der holländisch-ostindischen Kolonie angeboten, durch die ich in wenigen Jahren ein „gemachter Mann“ werden konnte. Obne langes Bedenken nahm ich das Anerbieten an. Schickte mich auf einem im Hafen von New York anstehenden deutschen Schiffe nach Batavia ein, und ach! Tage später schwamm ich an Bord desselben auf hoher See. Unsere Reise ging ohne jeden Unfall von Statten; nach ziemlich rascher Fahrt befanden wir uns am 24. Dezember auf der Höhe des Caps der guten Hoffnung, und es wurde bereits scharf nach Land ausgelagt. Ich sah beim Einbruch der Abenddämmerung eben mit dem Kapitän und einem Schiffsoffizier in der Kajüte, als plötzlich einer von der Schiffsmannschaft bei uns erschien und mit einer gewissen Heftigkeit uns erklärte, ihm in das „Vox“ der Leute zu folgen. Einigenmaßen neugierig entpanden wir ohne Hören der Aufforderung, und ein ungewöhnlicher Anblick bot sich uns dar. Die Leute hatten in ein Gefäß mit Sand einen Weizenstiel gesteckt, an der oberen Hälfte desselben rundum Köcher abgedrückt, in diese Vertiefungen gesteckt und auf die letzteren Lichtstumpfen gesetzt, die jetzt hell brannten, während in den ungewöhnlichen Zweigen keine Kerze brennen, die zum Leuchten bestimmt waren, die ein Mann auf langer Reise von seinen mitgenommenen Vorräthen ben

Amertaden spenden kann; ein Köstchen Kautabak, ein paar Cigarren, ein Knäuel Ziegen, einige Stoppnadeln u. dergl. Und nun standen die Leute ganz vergnügt im Kreise herum und sangen das alte Lied: „O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind Deine Blätter!“ Glauben Sie mir, Fräulein Gertrud, ich konnte den Anblick nicht lange ertragen. Das ganze verlorene Paradies meiner Kindheit tauchte mir vor meinen Blicken auf. Ich sah im Griffe die grünen Tannenzweige meiner Heimath, ich stand wieder unter dem Weihnachtsbaume, den Vater und Mutter, die nun schon lange in kühler Erde schlummerten, dem Knaben aufepuht hatten, ich hörte wieder die Glocken, welche die Christnacht einläuteten, und vernahm, wie einst als Kind, die alte Weihnachtsmelodie: „Vom Himmel hoch, da komm ich her!“ Sobald es ohne Aufsehen geschehen konnte, eilte ich in meine Kajüte, und ein grenzenloses, unbezwingliches Heimweh erfaßte mich. Nein, ich konnte sie nicht lassen, die deutsche Heimath, mich nicht loslassen von ihr, der deutsche Weihnachtsbaum hatte mir's angehängt. Heim, heim! Ich hatte keine anderen Gedanken mehr. Ich benutzte die erste sich darbietende Gelegenheit zur Rückkehr nach Europa, und seit drei Jahren bin ich hier.

Alle ehrgeizigen Pläne und hochfliegenden Hoffnungen liegen längst hinter mir; ich will nur leben, treu mir selbst und meinem Berufe, auf dem Boden der alten, theuren Heimath, in die mich der deutsche Weihnachtsbaum zurückgeführt. Und darum, Fräulein Gertrud, gönne Sie mir ein Zweiglein, ein ganz winziges nur, von Ihrem Tannenzweig, denn noch habe ich seit meiner Rückkehr an meinem deutschen Christbäume Theil gehabt.“

Sie theilte das Zweiglein und reichte ihm die Hälfte, ohne ein Wort zu sagen. Als er sie aber anblickte, gewahrte er, daß ihre Augen feucht waren. Still legte er den Zweig in seine Brieftasche.

Da trat die Mutter wieder ein. Sie hatte unter ihren Vorräthen Umschau gehalten, und trug ein einfaches Abendbrod auf. Gertrud schob ihm der Gast waren außerordentlich schmeisam, so daß es der Mutter sichtlich hätte auffallen müssen, hätte sie sich nicht selbst in alle Erinnerungen vertieft. Nur das machte ihr Kummer, daß der Doktor nicht so, wie sie erwartet und gehofft hatte, dem Abendbrote zusprach. Als er ihr aber in seiner treuerhigen Art versicherte, daß es ihm schon lange nicht so gut geschmeckt habe, wie heute, gab sie sich wieder zufrieden.

Die kleine Stube auf der Kommode hatte mit raschen, klingenden Schlägen die erste Stunde angeklungen, als der Doktor halb erschrocken aufstand, da es ihm plötzlich einfiel, daß seine Wirthin um diese Zeit schon zu ruhen pflegte. Er reichte ihr wie Gertrud die Hand und fügte seinem Dant nur die einfachen Worte hinzu: „Es war ein schöner Weihnachtsabend.“

In seinem Zimmer angelangt, zog er, nachdem er Licht gemacht, eilig seine Brieftasche hervor, schritt von dem Wachsstock auf seinem Schreibtisch ein Stübchen ab und klebte es auf die Spitze des Tannenzweigleins. Dann schob er die Schublade ein wenig heraus, klemmte das untere Ende des Zweigleins in die Spalte und zündete das Wachstichtlein an. Unverwandt sah er nun, so lange das Flämmchen brannte, in der Betrachtung desselben vertieft, und kann darüber nach, ob nicht am Ende „Christ“ ganz insgemein ebenfalls ihr „Christbäumchen“ angezündet habe. Als die Flamme das Wachs verzehrt hatte und darauf knisternd die Nadeln verholten, bis es endlich verlösch, trat er an's Fenster, schob die Vorhänge zurück und blickte hinaus in die Nacht, die jetzt ganz still und sternenklar war. Ihm aber war es, als klinge durch dieses feierliche Schweigen zu ihm herauf aus seiner Kindheit ein leiser, süßer Gesang: „D Du fröhliche, o Du seltsame, andäerndige Weihnachtszeit!“

Der erste Weihnachtsfeiertag fand den Doktor Reinhard wieder in dem trauten Stübchen der Frau Ewald, und die letzte Sonne des alten Jahres warf im Untergehen ihre Strahlen auf ein glückliches Brautpaar, während der Mutter Anblick fast helles Leuchten, als die bleiche Dezember Sonne, die den Dreien ihren Scheidepunkt fand. Der Doktor hatte sein Tannenzweiglein wieder mit heruntergebracht und seiner Braut erzählt, wie es ihm als Christbaum gelehrt habe. Lächelnd nahm sie es in die Hand. „Am Schwestern Abend“, sagte sie, „pflegt man den Christbaum noch einmal anzuzünden, danach aber wird das arme Bäumchen fortgeworfen und verbrannt. Wir aber legen unsere Christbäumchen jetzt zusammen in ein Kästchen, und wenn längt die Nadeln abgefallen und die Zweiglein dürr geworden sind, uns fingen sie immerdar den alten Weihnachts-Gesang: „Ehre sei Gott in der Höhe Und Friede auf Erden Und den Menschen ein Wohlgefallen!“

der zweite Steuermann, über Bord auf das Brett. Raum sah er fest, da umgab ihn schon finstere Nacht — mächtige Wassermassen überschütteten ihn und preßten ihn mit aller Gewalt gegen die Schiffswand. Dann hob sich das Schiff wieder, und auch Ferdinand konnte wieder athmen und den Leuten mit der ganzen Kraft der Lungen zuzurufen, daß sie ihn hochziehen sollten, jedesmal wenn der Bug sich senkte.

Nach einer bangen Viertelstunde endlich hatte er das Led gefunden. Eine Platte aus Eisenblech, die zum Schutze einer der vorderen kleinen Luken über diese gelegt war, hatte sich abgelöst. In aller Eile mußte eine neue größere Platte vorbereitet werden. So viel Hände arbeiten konnten, ohne sich gegenseitig im Wege zu sein, waren sofort dabei, in eine geeignete Platte Löcher zu bohren.

Das schwerste Stück Arbeit aber stand noch bevor, denn ein Mann allein konnte die schwere Platte unmöglich bestreiten.

Außer Ferdinand wollte ein junger Matrose mit hinunter. Mit schweren Hämmern und den nöthigen starken Nägeln versehen, wurden sie hinabgelassen; gleichzeitig die Platte aus Eisenblech. Damit sie nicht von dem Anprall der Wogen fortgerissen würden, waren die Nägel noch angefeilt, und vom Bugspriet hielt ein Mann ihre schwappenden Eise möglichst vor dem Led fest.

Wenn nur erst die Nägel eingeschlagen wären! Bis nicht die Platte einigermaßen festgemacht war, mußten die beiden fähigen Männer auch unter Wasser aushalten, um die Platte zu halten und um nicht Zeit zu verlieren bei ihrer schweren, gefährlichen Arbeit.

Vom Deck gab ihnen der Kapitän jedesmal ein Zeichen, wenn eine Welle kam, um sie auf Minuten zu weilen unter sich zu begraben. Fest bissen sie dann die Zähne aufeinander nach einem langen, tiefen Athemzuge, fest stemmten sie die Füße gegen die kaum haltende Platte — mit einem Arm hielten sie sich umschlungen, während die Wassermassen sie fast von ihrem schmalen Sitz drängten, und ihre andere Hand trampfte sich verzweifelt um das Tau, das ihren Sitz hielt. Die schweren Hämmer hingen ihnen in einer Schlinge am Handgelenk.

Und tauchten sie dann endlich wieder empor, da ließen sie sich kaum Zeit, das salzige befeidene Wasser aus den Augen zu wischen — nur schnell in die Tafel gegriffen — einen der starken Nägel herausgeholt, um ihn mit schnellen, kräftigen Schlägen hineinzutreiben.

Wohl zwanzig Mal waren sie schon unter Wasser geblieben. Das nächste Mal konnten sie es wagen, sich hinaufziehen zu lassen.

Doch wie unendlich lange dauerte diesmal die Nacht? Wollte sich der „Bravo“ denn überhaupt nicht mehr aufrichten Ferdinand dachte heim. Wie sehnsüchtig seine Mutter bis zum letzten Augenblick auf ihn gewartet haben wird. Doch vom brennenden Weihnachtsbaum wird sie manchmal ans Fenster geschlichen sein, um zu schauen, ob ihr „alter Junge“ nicht doch noch käme. Ja, Weihnachten! — behaglich warmen, lichten Zimmer! — und die Glocken läuten frohe Lieder — und es drückt so weihnachtlich von der angebrannten Tanne — und er sitzt nach langer Abwesenheit wieder bei seiner Mutter und erzählt ihr von seinen Erlebnissen in fernen Welttheilen, von den großen Siegen über der Elemente Nacht — von den Gefahren und von seiner letzten Weihnachtsfeier vor dem Bug des „Bravo“ unter Wasser. . . .

„Hoch! Hoch!“ Wie einen Schrei der Verzweiflung hören es die Leute an Deck und ziehen in Eile Ferdinand und seinen Kameraden empor. Fast leblos haben sie beide über Bord. . . . Zu lange hatte das Wasser sie begeben. Doch bald haben sie ihre Schwäche wieder überwunden, und das Bewußtsein, ihre Kameraden vor großer Gefahr gerettet und vielleicht noch etwas mehr als ihre Pflicht gethan zu haben, läßt sie bald mit Stolz an ihre gefährliche thüne Arbeit und ihre eigenartige Weihnachtsfeier denken.

„Nur noch drei Zoll Wasser im Raum!“ meldet freudig bewegt der alte Klausen. . . .

Zur Ausstattung der Weihnachtszettel.

Wenn je im Jahre der Ausschmückung des Familientisches eine besondere Sorgfalt zuzuwenden werden soll, so gewiß am Weihnachtsfest. Ist doch Weihnachten das große Jubelfest so recht ein Fest der Familie, des Familienglücks, der gemüthlichen Zusammengehörigkeit! Wie wohlthuend und anheimelnd ist es da, wenn der Tisch am Weihnachtsfest der Stimmung der Gäste entsprechend schön und sinnig geordnet ist!

So möchten wir denn heute eine hübsche, weihnachtliche Decoration in Vorschlag bringen, welche der ganzen Tafel ein festliches Gepräge zu verleihen geeignet sein dürfte.

Zwei große runde Fruchtstalen werden mit Moos belegt, über welches man das Obst, seien es Äpfel, Birnen oder Apfelsinen, pyramidenartig aufbaut und die kleinen, sich ergebenden Lücken mit kleinen Tannenzweigen ausfüllt. In den Gipfel dieser Pyramide wird sodann ein gewöhnlicher Blechtrichter ohne Henkel, den man goldig bronziert hat, gesteckt. Die Spitze des Trichters muß bis ins Moos hineingehen und recht fest sitzen. Nun wird ein hübsch verzierter kleiner Tannenbaum, der reich mit Konfekt, bunten Schleißen und goldenen Lamettafäden behangen und mit Kerzen besetzt ist, und dessen Stamm man unten, der Röhre des Trichters entsprechend, vorher zuspitzt hat, in letztere eingeschoben und der Trichter durch vom Baum herabhängende Lamettafäden verdeckt. Dieser ganze Aufbau sieht allerliebst aus. An das obere und untere Ende der Tafel wird je eine solche weihnachtliche Fruchtstale gestellt, und bevor man sich zum Essen niederläßt, werden die Kerzen der beiden Christbäume angezündet, was einen überaus festlichen Anblick gewährt und den schönen Festguth „Fröhliche Weihnachten“ um so inniger von Herzen kommen und so Herzen dringen läßt.

## Weihnachten.

Ein Seebald von Rudolph Friedemann.

Schon seit der „Bravo“, ein stolzer Segler, den Hafen von Valparaiso verließ, waren ihm Wind und Wetter ungnädig gewesen auf der Fahrt nach der Heimath. Seit Wochen schwere See. . . Und taumelnd über den Sturm vorübergehend einmal einige Tage nach in seiner Stärke.

Weihnachten daheim zu sein, die Hoffnung hatten alle an Bord längst aufgegeben. Immer finsterner wurde das sorgenvolle, wetherharte Gesicht des Kapitän's. Er allein konnte seinen „Bravo“, mit dem er einst die schnellste Fahrt über den Atlantik gemacht hatte. Er allein mußte, daß sein einst so flottes, festes Schiff schwerem Wetter auf die Dauer nicht so recht gewachsen war.

Und heute war heiliger Abend. Vorn im Rannschiffslogis saßen die Leute, die nicht zur Wache gehörten, bei einem steifen Weihnachtsagros, nachdem sie vom Kapitän jeder ein Päckchen Tabak, einige kurze Pfeifen und etwas Geld erhalten hatten. Auf dem Tisch brannten in Ermangelung eines Baumens auf einer schnell aus Leisten gezimmerten Pyramide einige schwächere Wachsstumpen. Jeder sah, still vor sich hinstarrend, auf seiner Nische, der Läden denkend, die ihn daheim nun vergebens erwarteten. Gottlob, daß der Sturm wenigstens etwas nachgelassen hatte, so kamen sie doch nicht ganz um die feierliche Weihnachtsstimmung.

Auch in der Kajüte hinten brannte eine kleine Pyramide. Vergebens aber versuchte der Kapitän die Unterhaltung mit seinem zweiten Steuermann nicht einschlafen zu lassen. Es war eine zu gedrückte Stimmung. Wer weiß, was ihnen noch bevorstand auf dieser kühnen Reise!

Nun war es Nacht. Vorn waren längst die Leute in ihre Kojen getreten, um noch bis zur Ablösung ein wenig zu schlafen. Gleichmäßig tickte die Schiffuhr in der niedrigsten Kajüte. Alle Augenblicke ging der Kapitän auf Deck. Er war unruhig. Es schwebte wie Unheil über dem Schiff, das in schwerem Kampf mit den Wogen voran gestritten gegen Abend und während in wüster Fahrt dahinglitt. Wie unheimlich es dröhnte, wenn der „Bravo“ mit seinem Bug auf die von der Seite heranrollenden Wogen aufschlug. Und wie schmerzhaft die brause alle Karte sich wieder heraus aus dem nahen Riesengrabe!

„Ich glaube wir haben eine böse

Nacht, Kapitän“, raunte der erste Steuermann, der auf dem Achterdeck von einem Bord zum anderen ging und im Vorübergehen aufmerksam die Nadel im Kompass beobachtete.

Raum ein Stern war zu sehen, und vor dem Mond jagten schwarze zerrissene Wolken dahin wie die wilde Jagd. Durch das Tauwerk heulte der Sturm, und in immer kürzeren Pausen spritzte weißer Gischt über Bord.

Auch der Kapitän ging hinunter, um bald in seinem Decksel wieder an Deck zu kommen. Da stand der Zimmermann, der alte Klausen, mit einer kleinen Laterne vor ihm.

„Was gibst, Klausen?“ Dem Kapitän wollte das Gesicht des Alten gar nicht gefallen. Es sah zu kummervoll aus. Er kannte das.

„Sechs Zoll Wasser im Raum, Kapitän!“

„Sechs Zoll? Ja, Klausen. . . das ist wohl nicht möglich. Der „Bravo“ sechs Zoll?“

„Seit einer Stunde um zwei Zoll gestiegen!“ beharrte der Alte.

Da mußte etwas nicht in Ordnung sein.

„Sind die Luken alle dicht?“

„Alle dicht, Kapitän!“

Da kam auch schon das Kommando. „Alle Mann an Deck!“

Und nun ging es an ein eifriges Suchen nach dem Led. Während die Wackbordwache an den Pumpen arbeitete, suchten die anderen das ganze Schiff ab. Doch Niemand fand das Led, und trotz des anstrengten Pumpens stieg das Wasser im Raum noch. Nur das konnte man feststellen, daß es sich nur um ein verhältnismäßig kleines Led handeln konnte, aber gefährlich mußte es doch werden, wenn man es nicht bald fand und dichten konnte.

Der zweite Steuermann, ein Reffe des Kapitän's, fand es endlich. Vorn am Bug mußte es sein, denn er hatte beobachtet, daß das Wasser im Raum nicht gleichmäßig zunahm, sondern stets nur, wenn der Bug auf kurze Zeit saß bis an den Vordrand in Wasser war.

Nun hieß es, die schadhafte Stelle von außen genau festzustellen, denn vom Raume aus war nichts zu machen. Das Umfluten der Ladung hätte viel zu viel der kostbaren Zeit verschlungen.

Schnell war ein Eispbrett, wie eine einfache Schaufel, an Tauern befestigt und von über Bord gelassen. Vier Männer hielten die Tau, und schnell entschlossen schwaun die vier Mann,

Reminiscenzen.

Ein alter Minister kam nach 40-jähriger Abwesenheit wieder einmal in seine Universitätsstadt und ließ sich das alte, liebegeordnete Universitätsgebäude zeigen.

„Ach, dieselben alten Gänge!“ rief er entzückt beim Eintritt aus. „Ach, dieselben alten Gänge!“

„Und dieselben alten Hörsäle! Dieselben alten Hörsäle!“

Beim Verlassen des Hauses begrüßte ihn ein junger Student, Arm in Arm mit einer jungen Dame.

„Der alte Student!“ sagte er gerührt. „Der alte Student!“

„Der Student trat auf ihn zu.“

„Unschuldigen Sie, Excellenz, diese Dame ist meine Schwester!“

Da glitt ein Nicken über das Antlitz des alten Herrn: „Ach, und dieselbe alte Entschuldigung!“

Chrenfolge in England.

Der König von England kann sich rühmen, daß er in der ersten Reihe der Fürsten steht, die der Literatur, der Kunst, dem geistigen Leben solche Wohlthaten erweisen, die sich durch Ziffern ausdrücken lassen. Die Zahl der Schriftsteller, Künstler, Gelehrten oder ihrer Wittwen und Waisen, die Ehrensolde beziehen, ist außerordentlich groß. Und die Beträge sind weit größer als bei uns. So steht auf der Liste, die das letzte Jahr umfaßt — sie reicht von März zu März —, Sir Francis Burnand, der lange Jahre der Leiter des „Punch“, des bekanntesten englischen Witzblattes, war und als Theaterschriftsteller bekannt ist, mit einer Rente von 200 Pfund Sterling, die inzwischen gestorbene Schriftstellerin Quiba (Kouise de la Ramee) mit 150 Pfund, der Dichter Davidson mit 100 Pfund. Dann folgen die Pädagogen, Archäologen, Historiker, Juristen, Naturwissenschaftler und Mediziner. Zwei Entstellten von Robert Burns, die in armen Verhältnissen leben, erhalten eine jährliche Pension von 100 Pfund, die auf Lebzeiten ausgekehrt ist und auch den etwa neubelebenden nicht gekürzt wird.

Zufstufuriosum.

Aus Aachen wird berichtet: In die gemüthliche Lage, auf eine veraltete, längst nicht mehr praktizierte Strafe, nämlich auf am Pranger stehen, erkennen zu müssen, kam das hiesige Schörrichteramt. Ein Arbeiter holländischer Nationalität war aus Belgien ausgewiesen und, da er das Land doch wieder betrat, mit Gefängnis bestraft worden. Als er aus der Strafanstalt entlassen wurde, mußte er erfahren, daß ihm seine Geliebte untreu geworden. Angestrunken wollte er seinen Nebenbuhler zur Rechenschaft ziehen, verlegte aber statt dessen dessen Hauswirth sehr schwer durch Messerschlag. Nach deutschem Recht hätte die Strafkammer die That aburtheilen müssen, da sie aber in Aachen, auf dem neutralen Gebiet von Moresnet, geschah, war das alte französische Recht, der „Code penal“, maßgebend, und somit nur das Schörrichteramt zuständig. Unter Anwendung des Wortlautes des Gesetzes erkannte dieses neben einer kleinen Gefängnisstrafe auf fünf Jahre Zwangsarbeit und Stellung an den Pranger. Da diese Strafen in Deutschland nicht vollzogen werden können, müssen sie von der zuständigen Stelle in moderne, den deutschen Verhältnissen entsprechende, umgewandelt werden.

Spunde.

Es zeigt die Rede und den Werth der Weiser; Wer viel verdammt, der ist der Rede Weiser.

„Es war einmal“ beginnt die Märchenlandschaft.

„In janzantafrober Kinderzeit, Die mühsam ist es aus des Witzes Grunde.“

„Es war einmal, wie liegt es unglück!“